INSTITUT FÜR REGIONALE SPRACHEN UND KULTUREN
Institute for Regional Languages and Cultures

Kontaktadresse: IDI Gerd Allmayer, Zirmkogelstraße 6,
A-5722 Niedernsill, Österreich, Land Salzburg
Telefon: 0043(0)720901785 Mail: idi.dialekt@gmail.com
Internet: www.idi-dialekt.at

IDI-INFORMATION

Nr.106 Dezember 2018

Teilnehmer in Langenlois: v.v.links beginnend Erwin Messmer, Markus Manfred Jung, Dirk Römmer, Manfred Kern, Lidwina Boso, Berta Thurnherr-Spirig, Klaus Gasseleder, Gerd Allmayer, Hannelore Decker, Jean-Francois Drozak, Lieselotte Wirsing, Elfi Neubauer-Theis, Erna Rank-Kern, Frau Kaspar, Annemarie Regensburger, Blasius Regensburger, Bettina Bohn, Christine Tippelreiter, Christiana Pucher, Gerlinde Allmayer, Claudia Scherer, Alexandra Kern, Max Faistauer, Angelika Polak-Pollhammer, Anneliese Zerlauth, Silvia Bengesser-Scharinger, Dr. Peter Kaspar, Hans Dieter Mairinger, Hannes Decker

IDI_Nr106_24Seiten_4_12.indd 1 04.12.2018 09:43:25

„Verzworgelte“ Mundartkultur?

Tagung des Internationalen Dialektinstituts IDI in Stans/Schweiz

Vom 11. bis 13. Oktober 2019 findet eine internationale Tagung zur Mundartliteratur im Literaturhaus Zentralschweiz, Alter Postplatz, CH-6370 Stans statt (www.lit-z.ch)
Unterkunft: Hotel Engel, Dorfplatz 1, CH-6370 Stans (www.engelstans.ch)

Programmvorschau:

Freitag, 11. Oktober

Anreise bis 16.00 Uhr

16:30 Uhr Generalversammlung des IDI
Jahresberichte, Wahlen

19.30 Uhr Gemeinsames Abendessen mit Kultur

Samstag, 12. Oktober

ab 07.30 Uhr Frühstück

09.30 Uhr Referat Dr. Christian Schmid, Schriftsteller, Dichter, Autor, Rundfunkredaktor i.R., Sprachwissenschaftler:
Die Deutschschweizer und ihre „verzworgelte“ Mundartkultur

Anschließend Aussprache zum Thema: Viele Mundarten, aber Keine Mundartkultur?

12:30 Uhr Mittagessen

14.00 Uhr Referat N. N. zu Mundart und Mundartliteratur, mit Aussprache

16.00 Uhr Kaffeepause

16:30 Uhr Werkstattgespräche über mitgebrachte Texte zum Thema Mundart – Mund-Art?, eventuell mit Ergebispräsentation

18:00 Uhr Abendessen

20.00 Uhr Öffentliche Lesung im Literaturhaus mit einem Schwerpunkt Julian Dillier (1922-2001), Obwaldener Mundartdichter, langjähriger Präsident des IDI

Anmeldung gerne baldmöglichst, im „Notfall“ bis spätestens 01.09.2019. Die vorgebuchten Zimmer werden nach Eingang der Anmeldungen vergeben.

Bitte per Post schicken oder als E-Mail-Anhang (idi.dialekt@gmail.com

Anmeldung zur IDI-Tagung in Stans vom 11.bis 13.10.2019

☐ IDI-Mitglied ☐ Interessent (nicht IDI-Mitglied)

Vorname, Name: .....

Straße, Hs.-Nr.: .....

PLZ, Ort: .....

Anreise am: voraussichtliche Uhrzeit: .....

Abreise am: .....

Teilnahme an der öffentlichen Lesung

☐ ist erwünscht ☐ ist nicht erwünscht

Sonntag, 13. Oktober

ab 08.00 Uhr	Frühstück
10.00 Uhr	Führung durch Stans mit Toni Ettlin, Mundartdichter
12.00 Uhr	Gelegenheit zum Mittagessen, Abreise

Themen und Inhalte sind in dieser Fassung (Dezember 2018) vorläufig und werden in Abstimmung mit den noch zu suchenden Referenten angepasst und verändert. Dabei können sich auch zeitliche und inhaltliche Änderungen ergeben.

Hotel Engel in Stans

Stans und Luzern mit Vierwaldstättersee

IDI – Internationales Dialektinstitut
Herrn Gerd Allmayer
Zirmkogelstraße 6
5722 Niedernsill
ÖSTERREICH

Inhalt

Tagungsteilnehmer in Langenlois	1
Vorfreude auf Stans	2
Das war die Tagung in Langenlois	5
Impulsrefarat Markus Manfred Jung	8
Buchvorstellung	14
Rückblick Langenlois	15
Kulturpreis Helmut Haberkamm	17
Spitze Feder	18
Friedestrompreis Christian Schmid	20
Impressionen Langenlois	24

Impressum
Redaktion: Gerlinde Allmayer, Gerd Allmayer
Layout u. Bildbearbeitung: Gerd Allmayer
Bilder: Manfred Kern und Gerd Allmayer
Druck: Internet-Druckerei

BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH

KUNST

In den Weinbergen um Langenlois

Weinverkostung beim Winzer Kirschbaum

Vortrag Dr.Peter Kasper

Werkstattgespräche

Wolfgang Kühn war Moderatur des Leseabends

Stadtführung mit Wolfgang Kühn

IDI-Tagung vom 19.- 21. Oktober 2018 in Langenlois im Waldviertel/Österreich.

Die Kulturstadträtin von Langenlois, Brigitte Reiter, begrüßte uns Gäste als Kennerin der Szene überaus herzlich mit einem von ihr als Kind verfasstem Mundartgedicht. Mit einem sehr intensiven und konstruktiven Programm überraschten auch heuer wieder die Organisatoren der IDI-Leitung, allen voran Josef Wittmann, der die Planung und Vorbereitung zusammen mit dem einheimischen Dichter und Sänger Wolfgang Kühn durchgeführt hatte. Leider konnte Josef Wittmann dann an der Tagung selbst nicht dabei sein

Eingangsreferat

Gleich am ersten Tag eröffnete der Präsident Markus Manfred Jung die Tagung zum Thema „Dialektdichtung - Brücken oder Mauern bauen?“ mit einem äußerst interessanten Impulsreferat für die teilweise von weit her gereisten 30 IDI-Mitglieder.

Er kritisierte unter anderem die Wagenburgmentalität einer chauvinistischen und selbstgefälligen Dialektliteratur und plädierte für eine Öffnung zu anderen Dialektliteraturen sowie weiterhin zur hochsprachlichen und fremdsprachlichen Literatur hin. Auch forderte er, thematisch auf der Höhe der Zeit zu sein und statt zu nostalgisieren in die Zukunft hinein zu schreiben. Bei der anschließenden lebhaften Diskussion über „Heimat“ und „Dialektliteratur“ wurden durchaus konträre Aspekte laut. Je nach Lebenserfahrung und Weltbild wurde der bewahrende Charakter als wichtigster Aspekt für ein Heimatgefühl oder ein eher zukunftsorientierter Aspekt im Schaffen neuer Heimaten betont. Einig war man sich jedoch darin, dass eine zeitgemäße Dialektliteratur für Offenheit und Vielseitigkeit, weg von den Klischees der kleinräumigen Heimatbeseelung und musealen Bewahrung überlebter Sprachstrukturen, eintreten muss.

Weinverkostung

Bei einem ca. drei Kilometer langen Spaziergang in herbstlicher Landschaft lernten sich die neuen Mitglieder kennen und die bereits etablierten freuten sich auf das Wiedersehen mit den Altbekannten. Ziel des Wegs, der romantisch an einem kleinen Bach und hohen Bäumen entlangführte, war der Heurigenhof der Winzerkellerei Kirschbaum, wo der Juniorchef mit einer profunden Weinprobe inklusive Jause aufwartete. Die literarisch-kreative Stimmung wuchs zunehmend mit der Verkostung der leckeren Weine. Wolfgang Kühn stellte sein „Das ultimative Magazin - DUM“ vor, erzählte launig vom Beginn der Zusammenarbeit der Redaktionsmitglieder und vom Wandel der Zeitschrift vom absolut amateurhaften Liebhaberbeginn bis zur heutigen Professionalität und lud die Mitglieder ein, Texte an das literarisch anspruchsvolle Blatt zu senden, das auch immer wieder Platz für moderne Mundarttexte bietet.

Wissenschaftliche Vorträge

Nach dem opulenten Frühstück am zweiten Tagungstag im Restaurant des Hotels Schloss Haindorf referierte der Sprachwissenschaftler und Mitherausgeber des „Regensburger Forums“ Dr. Peter Kaspar zuerst über „Dialekt und Migration aus der Sicht der Sprachwissenschaft“. An Gedichten von Reinhold Schneider, Albrecht Goes und Thaddäus Sturm zeigte er die untrennbare Verknüpfung von Sprache und Heimat, und untermauerte dies mit den Zeilen aus Walter Mehrings Emigrantenchoral: „...Die ganze Heimat und das bißchen Vaterland,/ die trägt der Emigrant/ von Mensch zu Mensch - von Ort zu Ort/ (...) in einem Sacktuch mit sich fort.“ Zum Thema Migration überraschte er die ZuhörerInnen mit der Definition von Migration via Mobilität, anhand derer er nachweisen konnte, dass jeder der Anwesenden ein Migrant ist, weil allein schon z.B. die Land-Stadtwanderung Wohnort-Arbeitsstelle eine Form von Sprachmigration verlangt, z.B. vom familiären Dialekt zur näher an der Standardsprache liegenden Variante des Arbeitsumfeldes. Markant in diesem Zusammenhang Theodor W. Adornos Bonmot: „In der Erinnerung der Emigration schmeckt jeder deutsche Rehbraten, als wäre er vom Freischütz erlegt worden“. Den Rückschluss von „Heimatsprache und Migration“ auf „Dialekt und Migration“ überließ der Referent dann jedem der anwesenden Spezialisten auf diesem Gebiet selbst. Seine pointierte Aussage „Der Dialekt ist der Herzschlag der Literatur“

bewegte die Herzen der ZuhörerInnen.
Im zweiten Thema nach der Pause „Dialekt und Herrschaftssprache aus historischer Sicht“ beleuchtete der Referent die in früheren Zeiten klar vom Dialekt abgehobene Herrschaftssprache, die über Jahrhunderte den Status von Reich gegen Arm entschied. Diese Zeiten hätten sich, laut Dr. Kaspar, aber geändert, da einerseits Dialektvarianten auch als Machtsprachemittel von Politikern oder in der Werbung verwendet würden und die Standardsprache durch alle sozialen Schichten hindurch gesprochen und geschrieben werde.

Spitze Feder
Nach der kurzen Mittagspause wies die Germanistin Silvia Bengesser-Scharinger noch einmal auf die Wichtigkeit der Rubrik „Spitze Feder“ in der IDI-Info hin, wo von Mitgliedern eingesandte neue Texte von ihr selbst und noch zu findenden weiteren außenstehenden ExpertInnen kritisch gewürdigt werden. Sie wies darauf hin, dass die Begutachtung immer den Texten und nicht den Verfasserinnen oder Verfassern gelte und eigentlich eine Diskussion auslösen sollte. Zumindest erwarte sie eine Reaktion der EinsenderInnen, entweder direkt oder für die nächste IDI-Info gedacht. Sie forderte auch Reaktionen der LeserInnen ein. In der Diskussion wurde auf den großen zeitlichen Erscheinungs-Abstand der Infos hingewiesen, was Frau Bengesser-Scharinger mit dem Hinweis auf die Ernsthaftigkeit einer literarischen Auseinandersetzung konterte. Sie bat zuletzt darum, weitere außenstehende ExpertInnen für die Rubrik zu finden.

Wildleser
Der fränkische Mundartautor Klaus Gasseleder stellte seine „etwas andere“ Literaturzeitschrift „Wildleser“ vor und warb um ungewöhnliche, gerne „schräge“ Beiträge in Hochsprache oder Mundart.

Werkstattgespräche
Ein Höchstmaß an Zuspruch fanden die anschließenden Werkstattgespräche in verschiedenen Arbeitsgruppen zu mitgebrachten Texten, meist affin zum Thema der Tagung. Die Texte wurden in Kleingruppen vorgetragen, besprochen, kritisiert und Verbesserungsvorschläge erarbeitet. Der interessante Vortrag der jeweiligen Ergebnisse bildete die Vorhut für den angesagten Leseabend.

Leseabend
Am Abend erhielten die zwölf MundartautorInnen, die sich dafür angemeldet hatten, vier Minuten Vorlesezeit, weitere sechs als Zugabeschmankerl je eine Minute, der Lokalmatador Andreas Nastl als erhofftes Zugpferd für eine interessierte Öffentlichkeit zweimal 12 Minuten. Wolfgang Kühn führte gekonnt durchs kurzweilige Programm. Immerhin hörten zusammen mit den IDI-KollegInnen gut 60 Menschen zu. Die angenehme Atmosphäre im historischen Arkadensaal der Stadt Langenlois, wieder verfeinert durch Kirschbaum-Weine, verführte die eine oder den anderen auch dazu, sich am reichgedeckten Büchertisch zu bedienen und sich signieren zu lassen, was eben noch das Ohr, Hirn und Herz erfreut hatte. Es zeigte sich, dass die IDI- Tagungen eine wichtige Plattformen für die Mundartschreibenden sind und wertvolle Unterstützung für zeitkritische und ausdrucksstarke Dialektliteratur geben.

Stadtführung
Nachdem sich über Nacht der Spätsommer in den Herbst verabschiedet hatte, erwartete die immer noch fast vollständige Truppe am Sonntagmorgen nach Frühstück (und Vorstandssitzung) eine windigkalte, aber dafür sehr interessante Stadtführung durch die größte Weinbaustadt Österreichs. Es war gewiss keine leichte Aufgabe für Wolfgang Kühn, den kältebibbernden Mitgliedern die Schönheiten der Stadt zu zeigen. Seine Geschichten machten die Führung trotz ungewohnter Kälte aber so attraktiv, dass sie den TeilnehmerInnen fraglos in schöner Erinnerung bleiben wird. Danach zerstreute sich die Schar von Dichterinnen und Dichtern wieder in alle Himmelsrichtungen bis zum Wiedersehen 2019, wohl in Stans in der Schweiz.

Anneliese Zerlauth und Markus Manfred Jung

Dialekt und Dialektliteratur
Brücke oder Mauer

Impulsreferat für die Tagung des Internationalen Dialektinstituts IDI in Langenlois,19.21.10.2018.

Liebe Mitautorinnen und Autoren, die Texte in der Mundart, respektive im Dialekt verfassen,
- Ich spare mir hier den alten Unterscheidungsstreit und verwende die Begriffe austauschbar,- angesichts der gesellschaftlichen Verhältnisse in den letzten Jahren und den daraus entstandenen dominierenden poltischen Diskurs um Einwanderung und Asyl, haben wir der Tagung das Oberthema „Dialektliteratur – Brücken oder Mauern bauen?“ gegeben. Für dieses Referat habe ich das Thema modifiziert in „Dialekt und Dialektliteratur – Brücke oder Mauer?“. Die Ausgangsthesen sind uns geläufig und einsichtig.

Dialekt
Dialekt als eine „örtlich oder landschaftlich begrenzte sprachliche Sonderform; regionale Variante einer Sprache“ (Duden, Das Fremdwörterbuch) stößt naturgemäß an Grenzen, nämlich dort, wo diese Sprachform nicht mehr verstanden wird. Ob diese Begrenzung allerdings als Mauer empfunden wird, liegt an vielen Faktoren, z.B. auch an geografischen. Wird von den Menschen jenseits der Grenze ein nicht allzu fremder Nachbardialekt gesprochen, gibt es Übergangsgebiete, gibt es im Notfall des Nichtverstehens eine gemeinsame Hochsprache, die den Dialekten übergebaut ist, zum Beispiel im süddeutsch-österreichisch-deutschschweizerischen Raum, dann ist keine Mauer zu überwinden, wenn man sich denn verständigen will. Oder fehlt diese gemeinsame Hochsprache, wie es z.B. in den norditalienischen Alpenenklaven des Alemannischen der Fall ist,- die Dichterin Maria Bacher erlebt diese Divergenz,- oder mehr und mehr im Elsässischen, da kann die Grenze um den Dialekt schon mauerhoch erscheinen.
Sieht man den Dialekt als schichtenspezifische Sprache, wie es Wissenschaftler in den 60er Jahren irrtümlicherweise getan haben, fehlgeleitet von amerikanischen Studien zum „elaborierten Code der weißen Oberschicht“ und dem „restringierten Code der schwarzen Großstadtghettokinder“, dann ist schnell eine andere Mauer gebaut. Die zwischen der Arroganz der sogenannten Hochsprache und dem chauvinistischen Minderwertigkeitskomplex der „niederen“ Dialektsprache. Sie alle kennen sicher Beispiele genug. Ich möchte Ihnen/euch dazu meine Glosse „De Stammtisch-Stolz“ vorlesen, mit der ich in den Achzigerjahren viele eingefleischte Dialektler, vor allem auch die traditionell ausgerichtete Zunft der Heimatdichter brüskiert habe, was aber damals für das Verständnis unserer Generation „Junge Mundart“ absolut notwendig war.

De Stammtisch-Stolz
S isch gar no nit so lang her, do bin i in miinre Wiesetäler Wirtschaft ghockt, ha am e Lasserbier gnucklet un däbii die große Weltproblem glöst. Do isch ein iinechoo, e Fremde wohl, un isch an Stammtisch anegange. De Männi isch ällei dört ghockt, zfride, well er grad e Teller suuri Chuttle verputzt gha hät.
„Doch, bittschön, natürlich isch do frei. Hocke Si sich nummen ane.
Wirt! Zwee Fass, aber im grade Glas!
Jo, jo, da’sch wichtig bi uns, wägen em Guu un so, Si wüsse jo.
Jo, jo, mir halte halt unsi Tradizione hoch. Mir sin halt verwurzlet, nit wohr, echti Alemanne halt, nit wohr!
Ja gell, des verschtoht sich jo vo selber, natürli bin i Mitglied vo de Muetterschproochgsellschaft, eins vo de erschte do unte.
Un im Hebelbund bin i au, doch doch.
I han au alli Biechli vom Jung, vom alte natüürli, un de Burte han i persönlich, also, won er sellemools, im Chrieg, däheim un so, also doo han en persönlich ummelaufe gseh.
Nei, nei, s isch halt en ungueti Zit hüt.
Die Junge verschtöhn das nümm, s Alti hochhebe, d Sprooch un d Brüüch un so. Alles gwachsen über tausig Johr.
Do si mir stolz druf, das hockt im Bluet, si wüsse jo. De Alemanneschtolz, de Alemannewitz!
Un wenn den am e Chrüzweg stohsch, un nümme weisch, un nümme weisch, hä un so wiiter halt.
Hochdütsch, sell sin gsägti Bretter, Alemannisch isch e Wald im Saft, un so. Joo, luege s mi nummen aa mit ihre komische Auge, jawoll,

mir halten unsi Sprooch hoch, des isch die schönschti Sprooch, wo s git, un unsi Heimet un überhaupt gopferdorinonemooliine, aber, so sage Si doch au emool öbbis, bittschön, isch s nit eso, hä?“
„Tja, wissen Sie, ich weiß gar nicht, warum Sie sich so aufregen, jeder kann doch reden, wie ihm der Schnabel gewachsen…“
„Ja genau, wie ihm der Schnabel, richtig, wir können natürlich auch anderscht, das dörfen Sie nicht so eng sehen, wirklich. Denken Sie jetzt nummen nicht, aber nein, wir sind doch keine Bauern, also nichts für ungut, man hat ja schließlich auch seine Bildung. Sie hätten nur etwas zu sagen brauchen. Wirt, zahle!“

Dass das schichtenspezifische Modell, das natürlich die beiden Sprachstufen radikal bewertete in wertvolle Hochsprache und zu überwindenden Dialekt, nicht stimmen konnte, erlebte ich als jemand, der an der Schweizer Grenze aufgewachsen war, täglich. Dialekt wurde in den Lörracher Stadtratssitzungen genauso wie an der Uni in Basel oder von den Autoren Frisch, Dürrenmatt, Bichsel, Hohler und wie sie alle heißen, gesprochen, wenn auch nicht immer. Umgestellt wurde selbstverständlich, wenn man merkte oder annehmen musste, dass man nicht verstanden wird. Und da das Alemannische ein komplettes Sprachsystem ist und gescheite Leute Gescheites darin sagten, konnte man die These vom Dialekt als restringiertem Code der Arbeiterunterschicht, der Bauern und einfachen Handwerker auf den Müll werfen. Gebrauchsfelder wurden mit dem Selbstwert einer Sprache verwechselt. Leider haben diese unseligen Arbeiten Eingang in die Pädagogik der Siebziger- und Achtzigerjahre gefunden. Es gab DeutschlehrerInnen, die uns den Dialekt partout austreiben wollten, so, wie noch Jahre davor linkshändiges Schreiben mit dem Stock aus der Hand geprügelt wurde. Die Beeinflussung der Menschen dahingehend, ihren Dialekt sich selbst als Teufel auszutreiben, hat langnachwirkende Folgen, sodass ich heute oft erleben muss, dass gleichaltrige Freunde früherer Zeiten mit mir selbstverständlich Alemannisch reden, mit ihren Kindern aber das „bessere“ Hochdeutsch. „D Chinder solle s jo mool zue öbbis bringe im Lebe“. Soviel zum Dialekt-Minderwertigkeitskomplex.
Eine dritte, eine zeitliche Mauer entsteht, wenn man den Dialekt als Ausdruck einer älteren Sprachstufe anschaut und als authentisch, echt, kernig und so weiter gegen das durch Anglizismen und Jugendsprache verwässerte „modernistische“ Standarddeutsch setzt und wenn man den Dialekt museal behandelt, „Altalemannisch“ als wertvoller ansieht als „Neualemannisch“, wie es Jugendliche unbekümmert sprechen, die zum Beispiel für „Alte“ die rote Sprachlinie überschreiten, wenn sie statt „ich bi gsi“ „i war“ sagen oder statt „ich ha“ „i hab“ und sich dann als „Warsager und Habsburger“ veräppeln lassen müssen. Das heißt, wenn die Bewahrer einer bestimmten Dialektzeitstufe negieren, dass der Dialekt nur überleben kann, wenn er sich wandelt, nur überleben kann, wenn er gesprochen wird, als Mundart, gerade von jungen Menschen, dann baut sich der Dialekt eine eigene unnötige Zeitmauer, über die er dann irgendwann selbst nicht mehr hinausschauen kann und in Vitrinen zwischen alten Handwerks-Gerätschaften und Sonntagstrachten landet. Das beckmesserische Tadeln ist da der Mauerauf-richter, wie ich das als junger Dichter oft erleben durfte, was mich fast vom Schreiben in der Mundart abgebracht hätte. „I hett s doch nit nötig gha, als Germanischt hett i doch au nummen in Hochdütsch chönne schriibe, oder däno als Skandinavischt uf Norwegisch. Aber ebbe. I ha däno doch so gschribe, wien i die meischti Zit denkt ha. Zum Glück, sag i hüt. Suscht tät i jetz nit doo stoh“. In „De Karakterfehler“ habe ich den Geist der damaligen Zeit festgehalten und mich ironisch von ihm weggeschrieben.

De Karakterfehler – En alemannischi Biografii
De Johannes isch scho ne rechte Bursch gsi, nüt dägege! E Gsichtli, lieb wie us em Schöpflikatalog, däzue ane läbig wie ne Heugumper, Füür im Füdlen un Witz im Chopf. Nummen ei Karakterfehler hät er halt gha: Er hät Alemannisch gschwätzt. Eigentli hät er doo selber jo nüt däfür chönne. Un er isch siinen Eltre au lang no bös gsi wege sellem Erbfehler: sellre gruusige alemannische Hals-Chranket-Schprooch.
Zue all dem Unglück ane hät de Johannes däno, in de Schuel, zerscht au no „verständige“

Lehrer gha. Won er zum Bischpil im ene Ufsatz gschribe gha hät: „…und dann bin ich die Stegen abengekeit un auf die Schnure geflogen“, do hät de Lehrer nummen e Linie drunter gschlänglet, an de Rand e Froogezeiche gmoolt, „Dialektausdrücke“ dänäbe gschriben un hät em gliich si Standardeinser gä. Uf em Gymnasium däno, e Rüngli spööter, isch em vom Dütschlehrer gar erlaubt worde, ass er Gschichtli uf Alemannisch verzellt. Un in de Ufsätz hät er so zimli dörfe schriibe, was un wien er s denkt hät. So wiit isch des gangen also. Ke Wunder, ass sich do selle liedrig Karakter gfeschtigt un de Johannes zletscht en Iibildig kriegt hät wien e Schiißhuus, joo, gar gmeint hät, er chönni jetz Dütsch.

Aber selli Fürz sin em bal vergange wie d Ofewermi, we mer mittzwinters e Fenschter ufschperrt. E neui Lehreri hät em endli Moris beibrocht un richtig Dütsch glehrt. Nüt meh isch recht gsi un nüt meh hät gschtumme. Un natürli hät die Lehreri au uf de Tod nit usschtoh chönne, ass de Johannes ab un zue e Dialektwort abglo hät. Wien e Riibiisen isch s em über s Muul gfahre, un noch re Wiili hät sich de Johannes chuum no traut, öbbis z sage, vor luuter Angscht, s chönnt em um s Ummeluegen en alemannischis Sproochschiittli in Satz drii gheie. Wenn er au fliißig däheim g’iebt hät, isch em s Hochdütsch doch all no vo tief vo hinten im Hals fürechoo. Un well er so emool „ein biss-chen“ gsait hät, chratzig im Hals wie gwohnt, hät en d Lehreri füren an d Tafle zooge un hät en zwanzig Mool „“ein biss-schen“ sage lo, ohni ass im Johannes si zarte Adamsöpfel au nummen e Muckser hät dörfe tue. Mei, hän dört alli glacht, un mit Tränen in de Auge hät sich de Johannes sellemools gschwore, ass er spööter Dütsch studire wott. Däheim isch er däno amig vor e Spiegel anegschtande, d Hand am Hals, un hät gsait: „Ein bissschen besser das Späßchen, Bäschen…“ oder so.

An de Uni, spööter däno, isch s aber doch wider ärger worde mit unsem Johannes. Well er gmeint hät, Mittelhochdütsch sig jo fascht wie Alemannisch un Friiberg sig doch die alemannischi Hauptschtadt, do hät er doch si erschtis Referat, über de „Iwein“ vom Hartmann von Aue, uf Alemannisch welle halte. De Dozent hät en sogar glüpft gha uf die Idee, dä Dubel! Aber siini Mitschtudente hän im Johannes Gottseidank de vorwitzig Chopf gschnell wider zwüsche d Schultere druckt, hän em mit Pfiifen un Jole de letschti Schnureschneid abgchauft un gmeint, des sigi doch e Dütschschtudium un ke Fasnachtsseminar oder Komikerwettbewerb. Doo hät er s endli iigseh, de Johannes. Wenn er s Muul überhaupt no ufbrocht hät, no hät er numme no Hochdütsch gschwätzt, so richtig gschrubt wie us em Dütschlehrbuech für Usländer. Sogar däheim. D Eltere hän sich amig nummen agluegt, ganz vergelschteret, un hän sich nit emool meh traut z frooge, wie lang er denn um Himmelswille no studire wotti.

So ganz mählich schließli isch im Johannes inne din so ne richtigis, hochdütschis „Bewusstsein“ gwachse. Un mit de Zit hät er sich doch wirkli wider emool traut, in de Seminar ganz schüüch e paar Frooge z stelle, bis – joo, bis en emool e hübschi Studenti, - sell Maidli hät em lang scho gfalle -, bis die en noch em Seminar abpasst hät: „Du, das gefällt mir, weißt du, wie du sprichst, dein lieber Akzent, - bist du Schwabe?“ Do isch de Johannes ganz bleich worde, däno rot bis an d Bruschtwarzen abe, hät öbbis vo „Völkerwanderung, die Alemannen, die Sueben, Sprachverwandtschaft…“ un so gschtotteret, isch d Stägen abegschtürmt un ab uusen us de Uni. Dä Schock isch gsesse: e Schwobenakzent!

Siter lehrt er fliißig Sprooche: Norwegisch, Englisch, Französisch. Im Seminar schwätzt er numme no Englisch, oder zmindescht Dütsch mit englischem „accent“. Un lueg, scho goht s em guet. Alli dört sin gruusig überrascht, wie suuber un schön er sich zmools usdrucke cha. All öfter tut er sich jetz melde, so sicher un stolz uf si Sprooch isch er worde siter.

Bloß, ab un zue, znacht im Traum, do schliicht sich e Wort in d Sprooch, wie „Chuchichänschterli“, „Chriesichratte“ oder glii e ganze Satz wie „de Papscht hät s Speckbschteck zschpoot bschtellt“. Un pätschnass wacht er uf, gweckt vom eigne Angschtgschrei… Un wie froh isch er nit, ass er ällei schlooft un niemerd merke cha so, wien en selle verdammti Karakterzug all no plogt: Die alemannischi Hals-Chranket-Sprooch.

Mauern entstehen also da, wo der Dialekt in

seiner regionalen Beschränkung verhaftet ist und keine Möglichkeit hat, auf alternative Verständigung umzustellen, wenn dem Mundart-Sprecher das Fremde im Sprechen eines Fremden begegnet. Wenn der Dialekt als Niedersprache gegen die Hochsprache abgewertet wird und wenn er als nicht zeitgemäß empfunden wird. Am Mauerbau beteiligt sind merkwürdigerweise meist Sprachhandwerker auf beiden Seiten der Mauer, was sie ganz schnell wachsen lässt: Dialektchauvinisten hie, Standardspracharroganzler dort. Und verschärfen wir das Thema noch und legen den Fokus auf den Umgang mit den wirklich Fremden hier, zum Beispiel den Asylbewerbern, dann müssen wir DialektsprecherInnen einsehen, dass ein Beharren auf unserem Dialekt, ja oft sogar schon ein Beharren auf der deutschen Standardsprache die Kommunikationsmauern erhöht.

Dialektliteratur und –literaten

Diese Aus- und Abgrenzer, diese Mauernbauer könnte man sich ganz, ganz theoretisch natürlich auch bei uns Literaten, bei uns Mund-Artlern vorstellen. Ganz theoretisch nur. Aber wir machen in unseren Texten natürlich nie solch nach innen identitätsstiftende Witzchen wie „Über Baden lacht die Sonne, über Schwaben die ganze Welt“. Wir besingen unser Ländle nicht als „das schönste in Deutschlands Gaun“, wir lästern nicht über dieses hässliche Sächsisch oder die schweizerdeutsche Halskrankheit. Wir behaupten in unsren Texten nie, es sei nirgends so schön wie bei uns daheim. Wir sind überhaupt keine Ausgrenzer, keine Machos, Chauvis und schon gar nicht Fremdenhasser. Zugegeben, wenn ich mich so ein bisschen am Hinterkopf kratze, fällt mir da schon der ein oder andere Text ein. Natürlich immer gut gemeint und selbstverständlich augenzwinkernd ironisch. Wir Badener lieben die Schwaben und umgekehrt? Wir Deutschen lieben die Schweizer und d Schwiizer d Schwobe us em große Kanton? Bayern die Preußen, Österreicher die Piefkes, Südtiroler die Südtiroler usw…?
Liegt dem Dialekt per definitionem etwas Ausgrenzendes zugrunde, dem nur mit einer anderen Sprachvariante beizukommen ist: deutsch, englisch…, so müsste der Dialektliteratur doch auch etwas Ausgrenzendes anhaften, das es zu überwinden gälte, oder? Für wen schreibt der Mundart-Literat? Doch in allererster Linie für das Publikum daheim, in der Heimat, das den Dialekt versteht und schätzt. Nicht umsonst wird doch einer, der im Dialekt schreibt, so schnell als Heimatdichter spezifiziert und mit diesem Ehrentitel, manchmal auch unbeabsichtigt, klein gemacht. Die regional begrenzte Sprache für ein regional begrenztes Publikum, logisch. Provinz eben. Wenn man nicht versteht, dass überall Provinz ist, und dass überall die Menschen dieselben Bedürfnisse und Probleme haben, eine befriedigende Aufgabe in einer lebensgerechten Umgebung mit freundschaftlich gesinnten Menschen haben wollen, könnte man meinen, Mundartliteratur sei thematisch begrenzt, ist sie aber nicht. Es sei denn, der Schreiber hat die provinzielle Schere im Kopf, schreibt nur gereimte Witzchen, Gesänge auf den eigenen Kirchturm, die eigene Tradition, grenzt sich von der Welt aus, weg von Themen wie Einwanderung, Asyl, tut sich und den Zuhörern nicht weh. Dann ist die Mundartliteratur in dem Ghetto, in das sie sich schon vor dem 3. Reich und bis in die Sechzigerjahre selbst geschrieben hatte, Blut-und-Boden-Heimatliteratur. Ein Stigma, das ihr bis heute anhaftet und von ignoranten Literaturbetrieblern immer wieder mal ausgegraben wird. Ich erinnere. Als die Schweiz Gastland der Frankfurter Buchmesse war, wurde kein einziger Dialektdichter eingeladen, auch nicht unser vormaliger Präsident Julian Dillier, trotz heftiger Interventionen. Noch vor zehn Jahren lehnten führende Literaturzeitschriften Dialektgedichte prinzipiell ab.
Wo werden der Dialektliteratur Mauern vorgesetzt? Von außen? Verkürzt und provokativ sage ich: erstens durch das Spartendenken der Medien, vor allem durch Funk- und Fernsehen. Dialekt hat lustig zu sein, dümmlich oder querköpfig, nie aber normal. Dialekt gehöre höchstens in den „Hausfrauensender“ und sei für Hörer ab 70. Bei den Jungen muss er Comedilachen auslösen und ist am beliebtesten, wenn er sich nur noch durch die Lautung, nicht aber den Wortschatz zu erkennen gibt. Seriosität und Dialekt gehen in den Hör- und Seh-Medien nicht zusammen. Zweitens durch ein ignorantes, arrogantes Feuilleton, beherrscht von Menschen, die sich mühsam ihre dialektale Ver-

gangenheit abtrainiert haben und biografisch keine Alternativlösung dulden, da sie ja dann nur noch ungern in den Spiegel schauen könnten. Drittens durch viele hochspracheschreibende Dichter-Kolleginnen und Kollegen, aus ähnlichen Gründen.
Und Mauern von innen? Wenn wir nur im eigenen Sprachsaft schmoren, keine DialektautorInnen aus anderen Gebieten lesen oder gar einladen, keine Öffnung zur Standardsprache oder zu Fremdsprachen zulassen, uns im Ghetto suhlen, auch thematisch, wenn wir uns dem Fremden und den Fremden nicht stellen, nur einen auf Identitätsstiftung machen, dann bauen wir kräftig an den Mauern mit.

Mauern- oder Brückenfunktion
Ohne dem Thema Dialektliteratur als Brücke schon zuviel vorwegzunehmen, möchte ich die Arbeit des IDI für qualitativ hochstehende Mundartliteratur und unermüdliches Bohren und Quälen an einflussreichen Stellen nennen, in der früheren Vergangenheit vor allem verkörpert durch unseren Ehrenpräsidenten Hans Haid. Nicht von ungefähr habe ich ihm, bald nach meinem Einstieg beim IDI Anfang der 90er Jahre, folgendes sarkastische Gedicht gewidmet:

fremdeverchehr -
für de I.D.I. Haid

fremdeverchehr
wer bi uns
verchehrt
isch nit fremd

fremde verchehr
mit uns
verchehr ha
aber keni fremde

wer bi uns
fremd isch
isch
verchehrt
isch verchehrt

Wo könnte man im Dialekt dem und den Fremden eine Brücke bauen? Da ich dieses Impulsreferat sowieso schon sehr persönlich gehalten habe, weil ich weiß, dass die wissenschaftliche Durchleuchtung dieses Themas von Dr. Peter Kaspar noch folgen wird, möchte ich Ihnen und euch eine Begebenheit aus meinem Leben erzählen. Ich heiratete 1990 meine erste Frau, die zwei Buben mit französischem Vater mit in die Ehe brachte. Als wir uns kennenlernten, waren diese beiden zwei und sechs Jahre alt. Sie sprachen ziemlich gleichgut Deutsch und Französisch, waren bis dahin grenznah im Elsass aufgewachsen, hatten das Elsässische durch ihre Tagesmutter im Ohr. Ich sprach meist Alemannisch mit Ihnen. Nach 2 Jahren waren sie so komplett dreisprachig geworden. Wir zogen, als sie sechs und zehn waren, nach Wehr, wohnten neben dem Asylantenheim. Bald gehörten zu den besten Spielkameraden libanesische, kurdische und ghanaische Kinder. Nach ca. einem halben Jahr bekam ich einmal mit, wie sie bei uns im Hof „Ritterlis“ spielten, mit Schwert, Schild, Rüstung und allem drum und dran, teilweise auf deutsch, teilweise auf einer mir unbekannten Kinderrittersprache, aber meist auf Alemannisch. Alle. Und niemand hatte ihnen das beigebracht.
Was will ich damit sagen? Der Dialekt kann eine Brückenfunktion haben, wenn er ganz natürlich, selbstverständlich, authentisch benutzt wird. Kinder zeigen das. Wo er aber selbstbewusst als verbale Fahne vor sich hergetragen wird nach dem Motto: „Wenn die scho zue uns chömme, no solle si sich apasse un sich aschtrege, dass si de Dialekt so schnell wie möglich lehre. Sige s jetz Preuße, Sachse oder Araber, gelle Si!“, dann versagt er sich seiner Brückenfunktion und Identitätsbewahrung steht gegen Kommunikation. Wenn man dem Fremden statt der Forderung die Chance entgegenhält, nach und nach den Dialekt zu lernen, dann spornt das an und hilft. Aber auf der einen Seite zu fordern, den Dialekt zu lernen und auf der anderen Seite bei jeder unbeholfenen Imitation laut herauszulachen: „O loss es doch bliibe, des lehrsch du nie!“, ist Gift für das gegenseitige sprachliche und menschliche sich Annähern.
Es gibt bei uns in Baden-Württemberg die löbliche Einrichtung „Mundart in der Schule“. Das

Land bezahlt MundartautorInnen eine Doppelstunde Unterricht zum Thema Mundart und diese kann beliebig gestaltet werden. Längst steht dabei bei vielen AutorInnen nicht mehr das Thema eigene Mundart oder Mundart-Hochsprache im Vordergrund, bei den meisten geht es jetzt um Mutter- und Vatersprache, Erst-, Zweit- und Drittsprache. Und Höhepunkt für mich am Ende solch einer Einheit ist, wenn an der Tafel bis zu zehn oder zwölf verschiedene Sprachvarianten eines der vorgegebenen alemannischen Gedicht stehn und dann stolz vorgetragen werden. Jede Sprache, jeder Dialekt hat seinen gleichen Wert, es gibt kein oben und unten und für einen Moment kein fremd und heimisch. Und das baut Brücken.

In unserer Region, Südbaden, ist es heute selbstverständlich, dass fast jeder hier Geborene Standarddeutsch fließend sprechen kann und den Dialekt Alemannisch versteht und akzeptiert. Und immer noch viele, ich schätze ca. 50%, können ihn noch sprechen, wenn sie denn wollen. Die Jüngeren beherrschen dazu meist passables Englisch und ein wachsender Teil auch Französisch oder Spanisch. Das stärkt das Selbstbewusstsein. Der Dialekt wird dem Fremden gegenüber nicht mehr als eine Defizitsprache empfunden, die nach innen zu Stammtisch-Chauvinismus führt und nach außen zum Hass des Gedemütigten. „Die preußische Schnellschwätzer fresse uns doch de Butter vom Brot“. Darum ist für mich das Wichtigste, um den Dialekt in Brückenfunktion erleben zu dürfen, das Erlernen einer hohen Hochsprachekompetenz, kombiniert mit mindestens einer Fremdsprache. Ich erlebe im Alemannischen diese glückliche Brückenfunktion über die Grenzen ins Elsass und besonders die Schweiz, aber auch ins vorarlbergische Österreich. Aber nur, weil ich, wenn nötig, auch leicht umsteigen kann in eine andere Variante, wenn es in der Kommunikation hapert.

Und was heißt das für uns Dialektdichter? Auch wenn wir hauptsächlich in unserer Mundart schreiben, weil wir da zu den wenigen ausgesprochenen Kennern und Könnern gehören, sollten wir unsere Texte auch mal in der Hochsprache ausprobieren, um zu sehen, ob auch dann noch Substanz da ist-, und, im Übrigen, um zu sehen, ob es in der Dialektvariante wirklich einen deutlichen Mehrwert gibt, z.B. klanglich-rhythmisch-, wir sollten andere Texte lesen, lesen, hören, aus anderen Mundarten und Sprachen, sollten versuchen, sie zu übersetzen,- ohne dabei zu plagiieren, versteht sich-, sollten offen sein für zeitgenössische Tendenzen in der Dichtung und erzählenden Literatur, ohne den eigenen Kern der Sprache zu verlieren. Bereicherung, Anverwandlung, Verarbeitung, kreative Produktion. Wir alle stehen auf den Schultern von anderen. Suchen wir uns dabei nicht Zwerge aus, die wir zertreten, sondern Riesen, die uns tragen.

Lernen wir, die Mundart und Hochsprachedichtung anderer zu schätzen, überprüfen wir unsere eigene. Gehen wir in die Sprachgeschichte der eigenen Mundart und lassen uns dabei inspirieren, ohne museal zu werden. Bereichern wir die eigene Mundart durch Neuschöpfungen, durch überraschende Kombinationen. Als Beispiel fallen mir zwei Sprachschöpfungen meines Vaters Gerhard Jung ein, die ich mehrfach übernommen und vielleicht sogar schon ein wenig etabliert habe: Zum Computer sagte er Kombi-Uter, was auf deutsch anschaulich Kombinations-Euter hieße, und das mountainbike taufte er in Buckelschüttler um, was für sich selber spricht.

Und vor allem: Sprechen wir eine gute Mundart in allen Zusammenhängen, wo es möglich ist, und sondern wir dabei keine Flachwitze ab, sondern reden gescheit. Treten wir dadurch den gängigen Vorurteilen entgegen: Dialekt sei fürs Herz, fürs Gemüt und Hochsprache für den Verstand. Und vor allem allem, schreiben wir literarisch gute, originelle Texte, die Klischees meiden und das Fremde und den Fremden neugierig begrüßen, statt ihn auszugrenzen.

Impulsrefarat im Tagungssaal M.M. Jung

mi hand

heimet
wurzlen un wiiti
wie s de Weckmann sait

mi heimet
isch
mi heimet

wenn si d hand git
im fremde

un mänkmool
bin i selber
de fremd
in de fremdi
vo de heimet fremd

un suech si
die wurzlen un wiiti

mi hand

Dankschön für s Zueloose

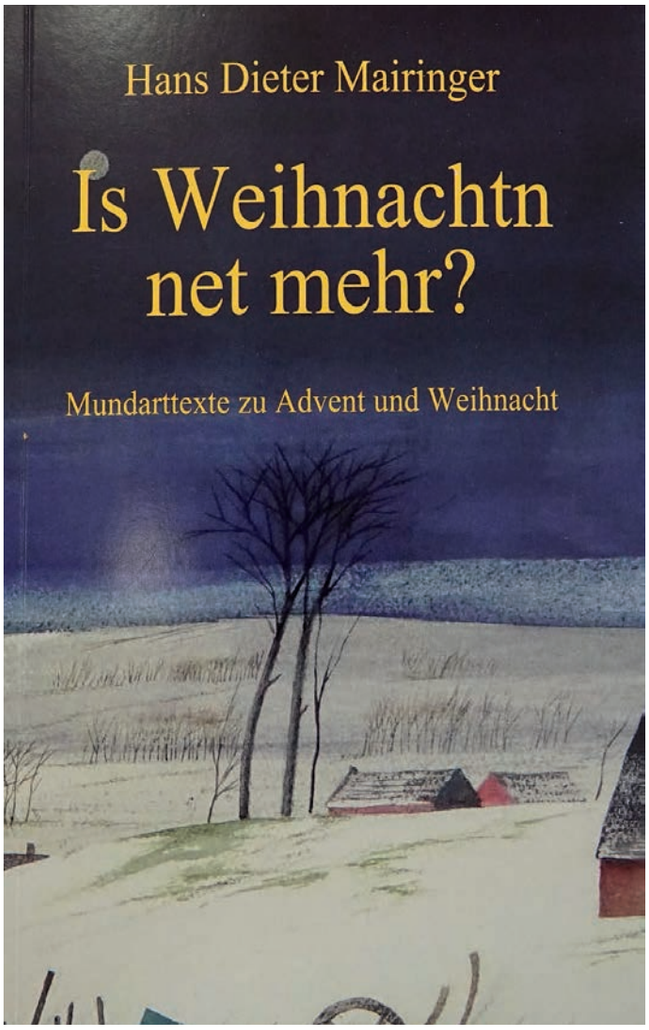
Markus Manfred Jung

Die literarischen Beispiele sind aus:
Markus Manfred Jung, De Stammtischstolz, aus „E himmlischi Unterhaltig“, Drey-Verlag, Gutach, 1995
(Johann Peter Hebel (1760-1826), Verfasser von „Alemannische Gedichte“, 1803)
(Hermann Burte (1879-1960), zur Zeit des Nationalsozialismus hochgeehrter alemannischer Dichter, der im Krieg „an der Heimatfront unabkömmlich war“ und dank seiner guten Beziehungen nicht zum Kriegsdienst eingezogen wurde.)
(Gerhard Jung (1926-1998), alemannischer Dichter, Vater von M. M. Jung)
De Karakterfehler – En alemannischi Biografii, ebd.
fremdeverchehr – für de I.D.I. Haid, aus „hexenoodle“, Waldkircher Verlag, Waldkirch, 1993
mi hand, aus „zämme läse“, Drey-Verlag, 1999
(André Weckmann (1924-2012), elsässischer Dialektautor

Is Weihnachtn net mehr?:

Neue Mundarttexte zu Advent und Weihnacht
Der Inhalt dieses Weihnachtsbuches ist in drei Kapitel gegliedert.
`s Weihnachtsgeheimnis enthält besinnliche, nachdenklich stimmende Texte, die versuchen das Geheimnis Weihnacht zu ergründen.
`s Christkindl kumt? zeigt mit eher kritischen Texten alle Verirrungen, die Weihnachten auf ein reines Konsum- und Geschenkefest reduzieren.
Im Weihnachtszirkus wird die Advents- und Weihnachtzeit humorvoll beschrieben.
Ergänzend neue Lieder, vertont von Sulzer, Dallinger, Reinthaler, etc. zu Texten von HDM.

Bayer Verlag
ISBN-13: 978-3902952660
176 Seiten
14,90 Euro

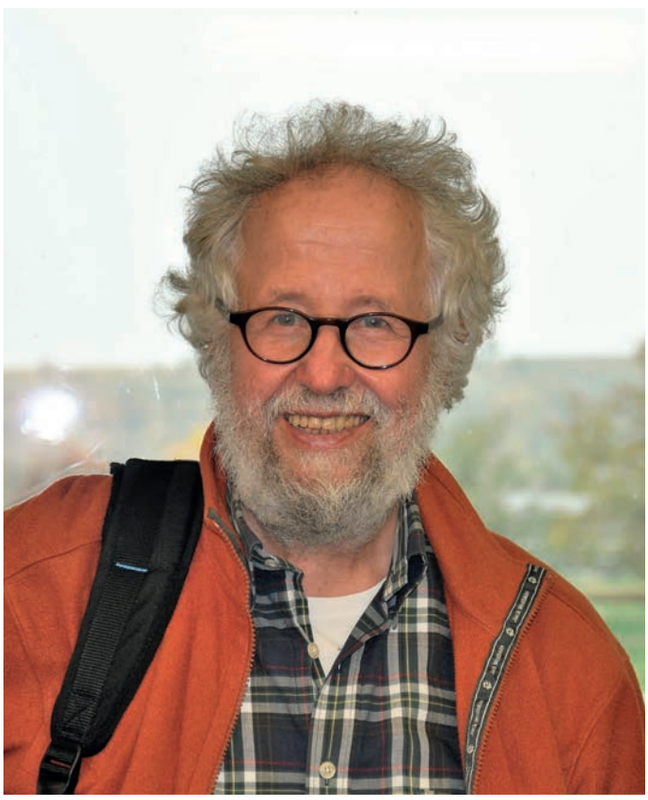


Lieber Markus, liebe IDIlerinnen und IDIler,

mein kurzer rückblick auf langenlois: danke für alle, die für eine angenehme entspannte atmosphäre gesorgt haben. ein wohlfühlverein ist gewiß nichts schlechtes.
aber wir wollten auch poetische praxis vorführen, und das ist auch gelungen, der leseabend war einer der schönsten der letzten jahre, auch ohne, dass man die positive (w)eintrübung dazu bei der beurteilung gebraucht hätte. – aber wir wollten auch theoretische Positionen diskutieren. Da will ich mich etwas länger aufhalten.
als jemand, der den dialekt nicht mit der muttermilch aufgesogen hat, für den die in texten verwendete mundart eine dialektähnliche kunstsprache ist, mag ich dabei eine außenseiterposition im idi einnehmen. ein paar gedanken also zu den vor-trägen, für die keine zeit da-hinter war:
ein gutes thema: mauern und brücken. markus wies auf mauern hin, die den dialektsprechern errichtet werden. dies wird allgemein und überall beklagt, wobei erfreulich war, dass man in der diskussion die häufige gleichsetzung von mauern und herrschaftssprache einerseits und dialekt und sprache der aufsässigen andererseits hinterfragt hat.
er sprach auch, was mich gefreut hat, von den mauern, die wir uns selbst errichten. um diese müssen wir uns kümmern. etwa, wenn wir reine regionale dialektveranstaltungen oder regionale dialektabende, -feste usw. organisieren oder auch mauern gerade durch den schulischen dialektunterricht, mundartgottesdienste und was wir zur dialektrettung so alles veranstalten, vielleicht sogar auch mal durch dialektdichtung errichten. die ghettobildung, der ausschluss von anderssprachigen, lauert immer um die ecke..
dialekt könne brücken bauen, hieß es. man, frau werden Belege finden. berichtet wurde von eigenen positiven erfahrungen. vor augen geführt wurde uns das rührende aber auch putzige bild des dialekt sprechenden flüchtlingskindes. sicher wird es innerhalb einer dialekt sprechenden gruppe auf diese weise integriert (was aber auf jede art von gruppensprache zutrifft)- und außerhalb? was ist, wenn es in eine andere gegend weitergereicht wird, wenn es mit behörden zu tun hat, mit ärzten, natürlich auch in der schule. tun wir ihm wirklich einen gefallen? oder nur uns und unseren herzen?
überhaupt wurde immer wieder von positiven beispielen erzählt. sie mögen alle im einzelfall richtig und schön sein, aber nur hier und heute. es geht uns wie vielen themenbezogenen bewahr- und pflege-vereinigungen: entweder sehen wir mit trauer ein dahinsiechen unseres hätschelkindes kommen oder intepretieren jeden lichtblick als zeichen einer positiven wende. wir müssen jedoch über den tellerrand schauen, realisieren, dass wir uns gesamtgesellschaftlich (und das gilt schon für die nächst größeren gesellschaften) in einer minderheitsposition befinden, die bei allem bemühen nie mehr eine mehrheitsposition wird. jedes beharren und beschränken auf den dialekt heißt immer auch selbst mauern errichten. immerhin wurde von allen, die sich äußerten, auf die notwendigkeit der mehrsprachigkeit hingewiesen, was aber nicht, wie oft geschrieben, eine zweisprachigkeit sondern bereits eine vielsprachigkeit ist.
über den tellerrand rausschauen. das sollte auch die dialektologie. also zum vortrag von peter kaspar: von ein paar netten aktualisierungen am anfang abgesehen, schien der mir, der ich ein laie in der dialektologie bin, recht veraltet, ein vortrag aus dem 20. jahrhundert zu sein (nicht nur, weil er die erfahrungen einer dichterin des 19. jahrhunderts zugrunde gelegt hat). seit dem – die jahrhundertgrenze ist hier wohl eine gute marke – hat sich neues getan, in der wirklichkeit, auch in der soziologisch orientierten sprachwissenschaft (die auch nicht mehr dialekt und standardsprache mit *restringiert* und *elaboriert* gleichsetzt. auf diese damalige denktrübung hat markus zu recht hingewiesen).
ein Grundfehler: die alte annahme der dreistufigkeit, wie an der tafel skizziert. die unterste stufe: der lokale basisdialekt. wo gibts denn den noch? in der IDI-familie kennt man ihn freilich noch zuweilen, in abgelegenen gegenden auch , aber sonst: kinder lernen entweder gleich standardsprache, ein wenig gefärbt, oder sie lernen in ihrer großelternlose kleinfamilie als „muttersprache“ bereits eine mischsprache, dann nach wie vor in schule und medien die standardsprache (oder auch nicht), erweitern dann oder zugleich die mischsprachen im kontakt mit anderen mischsprachensprechern,

auch mit medien- und werbesprachen, und lernen – leben sie in der Stadt oder der internet-community – als drittsprache oder viertsprache (die zählung wird langsam unsinnig) eine jugendsprache, eine kiezsprache etwa, die selbst Qualitäten eines neuen dialekts hat mit ihrer eigenen grammatik und eigenem wortschatz, und das überregional. dass dialekte nicht nur regionale erscheinungen sind, kann man etwa den Büchern von Heike Wiese oder auch dem letzten kapitel des informativen dicken werkes von Karl-Heinz Göttert „Alles außer Hochdeutsch. Ein Streifzug durch unsere Dialekte“ entnehmen. Und zu all dem kommen natürlich die nichtdeutschen Sprachen und diese auch zuweilen als mischsprache oder mit neologismen versetzt.-
was die dialektdichtung betrifft, scheint man sich auch bei uns im IDI glücklicherweise vom kriterium der dialektreinheit befreit zu haben, das als maßstab eines guten gedichtes oft angeführt wurde und mit dem wir hinter der standartsprachlichen internationalen lyrik zurück blieben, wo niemand mehr ein „reines“ deutsch oder englisch fordert (was nicht heißt, dass es überall im ton unpassende ausdrücke gibt). anschluss an gegenwartslyrik heißt auch das schaffen von hybridtexten, die einbeziehung von dialektformen und kreolischen formen in die standardsprache, die einbeziehung von standardsprachlichen wörtern in unsere „Mundartgedichte“ (hier extra groß geschrieben).-
lieber Markus, bei Mundart denke ich immer an mundmalerei, kochkunst oder kieferorthopädie und auch an die ideologiegeschichte des begriffs wie bei dem der Heimat, bei dessen diskussion wir uns zum glück nicht allzu zu lange aufgehalten haben, was die tagung letzlich vor einer unproduktiven ausuferung gerettet hat (danke dem moderator und der uhr). „die bedeutung eines wortes ist sein gebrauch“ das mag eine vereinfachte Interpretation des Wittgenstein- Diktums sein, aber wir sollten begriffe nicht gebrauchen, wenn wir damit stets missinterpretiert werden, weil der vorherrschende kontext ein anderer ist als der, den wir im sinn haben. (an eine verschiebung der mehrheiten glaube ich nicht mehr). bleibt das problem, das dem IDI so ziemlich von anfang an anhaftet. es schimpft sich im untertitel ein „institut für regionale sprachen und kulturen“ , aber keines speziell für literaturen, obwohl die poeten schon immer in der mehrzahl waren und hier ihr süppchen gekocht haben.– „beides oder alles zusammen“, mag man sagen und wir haben auch meist so getan, als ginge das reibungslos. doch beides lässt sich nicht so einfach in einen „wissenschaftlichen topf“ werfen. die literatur gehört, wenn sie anschluss an die standardsprachlichen literatur finden oder halten will, mit der internationalen literatur und der poetik als deren lehre zusammen, die sprachen gehören in die linguistik und die regionale kultur in die ethnologie. ich will keiner fakultätentrennung das wort reden, eher einem zusammenkommen, doch von der methodik her gibt es einfach gräben und die kann eine zweitägige tagung halt nicht überbrücken oder sie muss sich auf den kleinsten gemeinsamen nenner beschränken. Insofern auch keine kritik an Peter Kaspar. ich wünsche mir eine fortsetzung der diskussionen in einer zeitschrift, zusammen mit texten und textkritik, in einer zeitschrift, die mehr ist als ein vereinsinfo, etwa eine wiedergeburt der einstigen IDI-nahen zeitschrift „dialect“.

Klaus Gasseleder



Klaus Gasseleder

Helmut Haberkamm erhält den Kulturpreis der Stadt Erlangen 2018

Der Kulturpreis der Stadt Erlangen wurde (bei seltener Einmütigkeit der Jury) seit Jahren wieder einmal an einen Literaten verliehen, an das IDI-Mitglied Helmut Haberkamm.
Der 1961 geborene Helmut Haberkamm hat seit Beginn der neunziger Jahre in der fränkischen Dialektdichtung neue Akzente gesetzt, vor allem durch seine langen Gedichte und Balladen, darunter freien Übertragungen von Popsongs von Bob Dylan und anderen, aus dem Englischen in seinen mittelfränkischen Aischgründer Dialekt. Populär wurde er in Stadt und Umland durch seine Theaterstücke. Schellhammer und vor allem No woman no cry, ka Weiber ka Gschrei standen über mehrere Spielzeiten hinweg auf dem Programm des Erlanger Theaters und begeisterten auch ein junges, weniger theateraffines Publikum. Sein vordergründig standarddeutsch geschriebener, aber vom Ton und Rhythmus des Dialekts untermalter Roman „Das Kaffeehaus im Aischgrund“ vermittelt einen Eindruck vom ländlichen Leben am Ende des 19. und Anfang des 20 Jahrhunderts in seiner Heimatregion.
Neben der poetischen Qualität seiner Texte ist, so der Laudator Prof. Niefanger bei der Preisverleihung, die wegen großen Andrangs in den größten Kulturraum der Stadt verlegt werden musste, vor allem auch Haberkamms „Transferleistung zwischen Fremdem und Eigenem“ hervorzuheben, was ich konkretisieren möchte als Transfer zwischen jung und alt, städtischem und ländlichem Raum, englischer Poesiesprache (so auch in seinem letzten Gedichtband „Englische Grüß“) und fränkischer Mundart. Zu diesen Vermittlungsaktivitäten gehören neben zahlreichen Lesungen auch die Begründung und Organisation des von mehreren tausend Menschen besuchten Mundartfestivals Edzerdla in Burgbernheim nahe Rothenburgs, seine kabarettistischen Dialektkurse auf der Bühne, bis hin zum Gestalten von Bäckertüten mit selten gewordenen Dialektvokabeln.
Helmuts Gedichte zeigen einen derart breiten dialektalen Wortschatz, wie ich ihn noch bei keinem anderen Dialektdichter gehört habe, manche seiner langen Gedichte scheinen rhythmisierte klangvolle dialektale Wortschatzlisten. Helmuts Dialekt ist jedoch nicht museal, sondern vor allem auch offen für Veränderungen, so der Einbeziehung „fremder“ Formen wie Mischformen der ländlichen Jugendsprache.
So ist, um das Motto der letzten IDI-Tagung anklingen zu lassen, Helmut Haberkamm ein Brückenbauer par excellence und, um den Laudator Dirk Niefanger nochmals zu zitieren, ein „Citoyen mit ausgesprochenem Heimatbewusstsein“.
Die Rückbesinnung des promovierten Anglisten zum Dialekt und seine Hinwendung zur Dialektdichtung erfolgte übrigens, seiner Dankesrede zufolge, vor allem während seiner Studienaufenthalte in Wales und den USA. Selbst zitiert Helmut als Aufgabe seiner Dichtung gerne einen Satz des Nobelpreisträgers T. S. Eliot aus“Little Gidding” (1942): „to purify the dialect of the tribe.“ (was übrigens, in den Google-Dialekt transferiert, heißt, man solle: den Dialekt den Stamm zu reinigen).

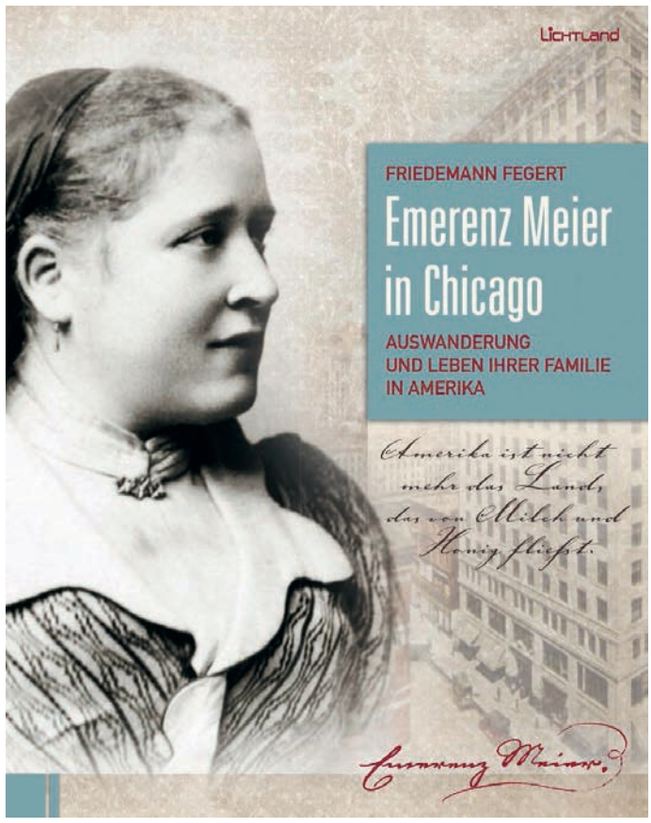
Klaus Gasseleder

Helmut Haberkamm

Die Rubrik „Mit spitzer Feder“ fällt dieses Mal wegen ehrenamtlicher Arbeitsüberlastung der ‚spitzen Feder’ aus (ein von FreundInnen verfasstes Handbuch will lektoriert sein).
Ich möchte Zeit haben mich ernsthaft mit den eingeschickten Texten auseinanderzusetzen, und das ist seit einigen Wochen nicht mehr möglich. Im Juniheft der „IDI-Nachrichten“ werde ich versuchen Ausgefallenes nachzuholen.

Als Reminiszenz an die gelungene Tagung in Langenlois – ich habe es sehr genossen dabei zu sein – und als Reminiszenz an den Vortrag von Peter Kaspar, der u.a. auch Emerenz Meier-Spezialist ist, möchte ich das Gedicht „Wödaschwüln“, eines meiner am meisten bewunderten Mundartgedichte, mit Euch teilen.

Silvia Bengesser-Scharinger



Emerenz Meier
(1874– 1928)

Emerenz Meier-Statue in Passau

Wödaschwüln

Mi würgt der Wind, mi druckt der Tag –
Hü, meine Öchsl, hü!
Schwül wirds, es kimmt a Wödaschlag.
Hü, meine Öchsl, hü!
Der Acker hat an hirtn Bodn,
Der Mähnt koan Gang, der Pfluag an Schodn –
Hü, meine Öchsl, hü!

Mi würgt der Wind, mi brennt der Tag!
Hott, meine Öchsl, hott!
Und daß mi‘s Mensch iatzt nimmer mag?
Hott, meine Öchsl, hott!
Es hat - i moan - sein guatn Grund,
Und wann i‘hn net derstich, den Hund,
Den schlechtn, straf mi Gott!

Mei Mensch is schö, drum gfallts eahm guat.
Wüah, meine Öchsl, wüah!
A Messer und fünf Stich gibt Bluat.
Wüah, meine Öchsl, wüah!
Zua bis aufs Heft und ummadraht,
Verfluachter Lump, wia wohl dös taat!
Wüah, meine Öchsl, wüah!

Und bist so schö, du schwarze Dirn,
Zauf, meine Öchsl, zauf!
Und hast so krauste Haar ums Hirn,
Zauf, meine Öchsl, zauf!
Und lachst so süaß und schaust so fei,
Und kannst so falsch und elend sei!
Zauf, meine Öchsl, zauf!

Mi würgt der Wind, mi brennt der Tag!
Aoh, meine Öchsl, aoh!
Muaß‘s sein, daß i dös ewi trag?
Aoah, meine Öchsln, aoh!
Der Dunner kracht, es blitzt und brennt,
Schlag, Herrgott, ein und mach an End!
Aoh, meine Öchsl, aoh!

Emerenz Meier

Die 1874 in Schiefweg (Gemeinde Waldkirchen) geborene Emerenz Meier begann schon als Kind über ihre Heimat Niederbayern zu schreiben. Emerenz Meier war die Tochter der Emerenz Meier, geborene Raab, und des Landwirts, Viehhändlers und Gastwirts Josef Meier. Sie war eine sehr gute Schülerin und verfasste schon früh kleine Geschichten und Gedichte. Sie lebte und arbeitete auf dem elterlichen Bauernhof und half auch als Bedienung in der Wirtsstube.
Zu Ende des Jahrhunderts wanderte der Vater wegen der zunehmend schwierigen wirtschaftlichen Lage mit einigen Familienangehörigen in die USA aus. Im März 1906 folgte Emerenz Meier mit ihrer Mutter nach einem Intermezzo als Wirtin in Passau und Schriftstellerin in München dem ausgewanderten Vater und ihren Schwestern nach. Emerenz siedelte sich in Chicago im deutschen Viertel an. Der erhoffte persönliche wirtschaftliche Aufschwung stellte sich jedoch nicht ein. Im Jahr 1907 heiratete Emerenz Meier Josef Schmöller, der ein Landsmann aus dem Bayerischen Wald und ebenfalls ausgewandert war. Im Jahr 1908 kam ein Sohn zur Welt. Ihr Mann starb 1910 an Schwindsucht. Anfangs hielt Emerenz Meier noch Vorträge in deutschen Vereinen und verfasste Kurzgeschichten und Gedichte für deutschsprachige Zeitschriften, aber zu Wohlstand führte das nicht. In zweiter Ehe heiratete sie den Schweden John Lindgren.
Der Erste Weltkrieg verschärfte ihre Kritik an den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen in Europa und Amerika. Mit dem Kriegsausbruch riss der Kontakt in die frühere Heimat vorübergehend ab und wurde erst 1919 wieder aufgenommen. In Briefen an ihre Waldkirchner Freundin Auguste Unertl zeigten sich ihre Sympathien für den Kommunismus und ihre Abneigung gegen Kapitalismus und Kirche. Mit Geld und Sachspenden versuchte sie, die Not im Bayerischen Wald zu lindern, obwohl sie selbst nur wenig hatte. In der Zeit der Prohibition in den USA braute sie in Chicago Bier für ihre Landsleute und den eigenen Bedarf.
Emerenz Meier starb am 28. Februar 1928 in Chicago im Alter von 53 Jahren an den Folgen einer Nierenentzündung.

https://de.wikipedia.org/wiki/Emerenz_Meier

Laudatio für Christian Schmid zum Friedestrompreis, 28.9.2018

Sehr geehrter Herr Landrat Petrauschke
Sehr geehrte Damen und Herren des /Frau Schmitt-Roth und Herr Thyssen vom Mundartarchiv geschätzte Jury des Friedestrompreises geehrte Anwesende liebe Fründ und gäischtige Vatter Chrischtian
Sie gestatten, dass ich in meiner Laudatio den einen oder anderen Mundartausdruck benutze - das bin ich dem Anlass für diesen Preis und dem Preisträger selber schuldig.

Zum Beispiel das Wort *Siibesiech*
•E Siibesiech - das ist ein durchtriebener und gleichzeitig geschickter Mensch.
•E Siibesiech - das ist jemand, bei dem man das Gefühl hat:
•Der kann alles, der weiss alles, der ist immer eine Nasenlänge voraus.
•Beim Wort Siibesiech schwingen Respekt, Bewunderung und ein bisschen Neid mit.
Vielleicht so wie in Deutschland beim Wort Tausendsassa - Nur dass uns bescheidenen Schweizern die Sieben als Verstärkungswort reicht.
Christian Schmid selber erklärt das Wort Siibesiech folgendermassen:
„Sibesiech isch e Verschterchig vom Wort Siech mit em Zaauwort (Zahlwort) Sibe. Sibe isch e Zaau mit emene höödhe Simboouwärt (Symbolwert); es git „ds Buech mit sibe Sigle“, „di sibe Toor vo Theebe“, „di sibe Plaage“ u no viiu angersch (noch viel anderes). Sibe meint i denen Usdrück nid sibe, es meint „viiu“ (viel). E Siech isch uurschprünglech e Chranke, en Ussätzige (ein Kranker, ein Aussätziger), wo me us dr mönschleche Gseuschaft het usgschlossen u i ds Siechehuus het taa (die Siechen wurden im Siechenhaus interniert). E Sibesiech isch drum eifach e gwautige Siech (ein Gewaltskerl).“
- ungefähr so, nur natürlich mit einer viel kernigeren und überzeugenderen Stimme, Sie werden nachher das Vergnügen haben, ungefähr so hat Christian Schmid während gut 25 Jahren über den Äther in die Schweizer Stuben, Büros, Ställe und Werkstätten, später auch in die Kopfhörer hineingewirkt und seinen Hörerinnen und Hörern ihre Sprache erklärt.

Der Friedestrompreis geht per Definition an eine Persönlichkeit, die sich im besonderen Mass um die deutschsprachige Dialekt-Literatur verdient gemacht hat. Bei Christian Schmid möchte ich die Definition etwas dehnen, denn er hat sich nicht bloss um die Mundartliteratur, sondern um die Mundartkultur in einem ganz umfassenden Sinn verdient gemacht - als Wissenschaftler, Schriftsteller und Radioredaktor.
Es ist leider nicht möglich, alle seine Tätigkeiten, Arbeiten und Verdienste in eine Viertelstunde zu packen.
Jedenfalls nicht, wenn es mehr als eine blosse Aufzählung sein soll. Deshalb nenne ich Ihnen, ausgehend vom Siibesiech, 7 gute Gründe, warum ich denke, dass Christian Schmid den Friedestrompreis erhält. Es sind auch sieben Abschnitte seines seit sieben Jahrzehnten währenden Lebens.

1 Eigene Mundart:
Leben, Nebenaussen - Näbenusse aux bornes in drei Sprachen
Das erste Siebtel betrifft seine Herkunft und seine Mundart
Christian Schmid wuchs Nebenaussen auf, Näbenusse. Dieses Nebenaussen heisst Les Bornes und ist ein Weiler im französischsprachigen Jura, an der Grenze zu Frankreich.
Sein Vater hütete dort die Grenze und das Zollwärterhäuschen, während er und sein Bruder in freier Wildbahn aufwuchsen, mit dem Berndeutsch der Eltern und dem Französisch der Nachbarn im Ohr und auf der Zunge. Ich war mit ihm für eine Sendung in Les Bornes, und ich kann Ihnen versichern, es ist dort von furchterregender Schönheit und Abgeschiedenheit.
Diese ersten 7 Jahre seines Lebens beschreibt er im Buch „Nebenaussen“, das zuerst auf hochdeutsch erschien, dann in einer französischen Übersetzung und zuletzt in einer überarbeiteten Mundartversion mit dem Titel „Näbenusse“. Besonders in der Berndeutschen Version kann ich mich nicht entscheiden, ob es die Schönheit der Gegend, die Kargheit der Nachkriegszeit und die schlichte Bauernkultur sind, die seine Erzählsprache so reich machen - oder ob es nicht umgekehrt das glasklare, überzeugend altmodische Berndeutsch von Christian Schmid ist, das diese versunkene Welt erst

in den richtigen Klang und ins richtige Bild setzt. In seinem ganzen Leben hat Christian nur etwa drei Jahre in bernisch sprechendem Gebiet gelebt. Deshalb spricht und schreibt er das leicht altertümliche Berndeutsch, das ihm seine Eltern vererbt haben. Die Grenzlage übrigens hat Christian Schmid Zeit seines Lebens zum Grenzgänger gemacht. In Näbenusse schreibt er: „I ha, usser drü Jaar, geng a dr Gränze gläbt, das i ha use chönne, wen i vo dinne ha d Nase vou ghaa.“ - Ich habe stets an der Grenze gelebt, damit ich raus konnte, wenn ich von drinnen die Nase voll hatte.

2 Chübeli-Schmied

Das zweite Siebtel stelle ich unter das Stichwort „dr Chübeli-Schmied“.
Das Stichwort kennzeichnet seine universitäre Laufbahn, seine wissenschaftlichen Arbeiten und speziell seine Arbeit am Sprachatlas der Deutschen Schweiz. An diesem Jahrhundertwerk arbeitete er dank der Vermittlung seines verehrten Professors Robert Schläpfer von 1983 bis zum Abschluss des letzten Bandes 1996. Zunächst aber, nach der obgligatorischen Schule, wurde aus Christian ein Chemielaborant, der in Basel bei der Chemie arbeitete. Erst später machte er die Abendmatur - das Abitur - und studierte dann Germanistik und Anglistik in Basel und in New York. Ich selber habe ihn in meinen ersten Semestern in den späten 80er Jahren noch erlebt als respekteinflössenden wissenschaftlichen Assistenten im Deutschen Seminar der Uni Basel. Seine Dissertation schrieb er über ein mediävistisches Thema, das ich, weil es nur sehr indirekt mit Mundart zu tun hat, überspringe. Aber in dieser universitären Zeit hat er etwas für die Mundartliteratur unerhört Wertvolles getan: Er hat das Büchlein „Schwyzertütschi Dialäktschrift. Leitfaden einer einheitlichen Schreibweise für alle Dialekte“ redigiert, kommentiert und neu aufgelegt. Eine Anleitung, wie man Mundarten verschriftlichen soll, verfasst vom Schweizer Anglisten und Dialektologen Eugen Dieth im Jahr 1938 - ein längst vergriffenes Grundlagenwerk.
Lassen Sie mich das kurz erläutern: Es gibt bekanntlich keine allgemein anerkannten und einfachen Regeln dafür, wie man Mundart schreiben soll. Jeder, der Mundart schreibt, muss sich entscheiden, ob er sich eher am Klangbild orientiert oder an ein dem Hochdeutschen angelehntes Schriftbild.
Zum Beispiel unseren Siibesiech. Wie soll ich den schreiben? Die Zahl sieben schreibt man mit /ie/, wird aber /ii/ ausgesprochen, das Wort Siech ist ein /ie/, wird also /i-e/ ausgesprochen. Schreibt man zweimel /ie/, dann liest jemand, der das Wort nicht kennt, entweder Siibesiich oder Siebesiech. Wende ich aber Eugen Dieths einfache Grundregel „schreibe wie du sprichst“ an, dann schreibe ich „Siech“ mit /ie/, das berndeutsch kurz ausgesprochene „sibe“ mit einem /i/, das baseldeutsch lang ausgesprochen „sibe“ mit zwei /i/. Fertig. Indem Christian Schmid dieses Werk wieder zugänglich gemacht hat, hat er einer Generation von Mundartschreibenden, von denen es in der Schweiz nicht wenige gab und gibt, einen Leitfaden zurückgegeben - auch wenn viele von ihnen sich trotzdem nicht streng an die Dieth-Schreibung halten.

3 Radio-Schmied

Ich komme drittens zum Radio-Schmied.
Von 1988 bis zu seiner Pensionierung 2012 arbeitete Christian als Mundart- und Literaturredaktor bei Schweizer Radio DRS, heute SRF, das ist die öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalt in der Schweiz. In den fast 25 Jahren beim Rundfunk hat Christian nach eigener Zählung insgesamt über 1000 Sendungen für die verschiedenen Radio- und auch Fernsehstationen von SRF gemacht - Sendungen zu Sprache, Literatur, Kultur und am allermeisten: zu Mundart. Zusammen mit seinem damaligen Radiokollegen Martin Heule erfand Christian 1991 - nicht Sendungen über die Mundart, das gab es schon - aber die Mundartsendung Schnabelweid. Ein überaus passender Titel für eine Sendung, in der darüber berichtet und diskutiert wird, wie den Leuten der Mundartschnabel gewachsen ist. Das Ziel der Sendung war und ist unbescheiden, denn darin kommen vor
alle Mundarten der Schweiz, aber auch die Dialekte in Deutschland und Österreich und - wenn es sie noch gibt - auf der ganzen Welt.
Die Mundarten der Städte und der Dörfer, der urbanen Zentren und der Randregionen.
Die Mundarten der Alten und die Redeweise der Jungen. Mundartliteratur von der Erinnerungs-

prosa über den Roman bis zur experimentellen Lyrik. Der Dialekt auf der Bühne: Theater, Kabarett, Comedy und die seit rund 20 Jahren immer stärker aufblühende Bühnenkunst des Spoken Word und der Slam Poetry - das ist Literatur, die für ein Live-Publikum geschrieben wird. Diese Art Bühnenliteratur wird in der Schweiz mehrheitlich auf Mundart performt. Es zählt die Authentizität, oder, wie die Rapper sagen, die Realness - eindeutig ein Fall für die Mundart.
In der Schnabelweid haben auch alle Arten von Mundartmusik Platz: von Volksliedern über Pop- und Rockmusik bis zum verbreiteten Mundart-Rap. Selbstverständlich werden in der Sendung auch Projekte der Mundartforschung, Dialektwörterbücher, Sammlungen von Orts- und Flurnamen und Familiennamen behandelt. Als Christian die Sendung vor über sechs Jahren mir und meinem Kollegen Christian Schmutz übergab, war die „Weide für alle Schnäbel“ bestens bestellt und aufgestellt. Wir entwickeln die Sendung stets weiter, im Versuch, den schnell wechselnden Bedürfnissen unserer Zeit nicht bloss hinterherzuhecheln - aber wir versuchen stets, der Idee von Christian treu zu bleiben.

4 Dr Wörtli-Schmied

Beim Radio wurde - viertens - aus dem Chübeli-Schmid der Wörtli-Schmid.
Unter anderem hatte Christian die genial-einfache Idee, die Leute sollen ihn doch einfach fragen, was sie interessiert an der Mundart. So wurde 1995 der sogenannte Schnabelweid-Briefkasten geboren. Seither hat er und haben später wir, seine Nachfolger, Hunderte von Fragen von Hörerinnen und Hörern beantwortet. Fragen zu Wörtern, Ausdrücken, Namen oder auch zur Aussprache, zur Grammatik und zur Orthografie. Fragen wie: «Woher kommt das Wort Bowärli für ‹Erbsen›?» «Was ist ein Humelitotsch, e zinnchömige Chäib oder es Bäserääf?» - alles herrliche Schimpfwörter, deren wörtliche Erklärung herauszufinden dem Sprachforscher ein Vergnügen ist. Dann auch knifflige Fragen: «Warum haben wir in der Mundart kein Präteritum?» «Wo verläuft im Kanton Zürich die Grenze zwischen der Aussprache ‹boue› und ‹baue›?» Und mein Liebling:
«Ist der Schafseckel wirklich einer?» - Schafseckel, also wörtlich „Schafshoden“ ist ein derbes Schimpfwort in der Schweiz. Der Hörer möchte wissen, ob das wirklich wörtlich zu verstehen ist oder ob es aus jiddisch schofel ‹minderwertig› und hebräisch Schekel ‹Geld, Münze› zusammengesetzt ist - ob also ein Wort wie Schofel-schekel als abschätzige Bezeichnung zugrunde liegt. Nein, das tut es nicht: Schafseckel ist aus dem Deutschen zu verstehen und wörtlich gemeint. Seit 27 Jahren bilden diese Wortgeschichten das Fundament unserer Mundartsendungen. Das Interesse ist anhaltend gigantisch.
Diese Vermittlungsarbeit vom Experten zum Laien hat Christian auch in drei Bücher mit Wortgeschichten umgemünzt. Die Titel sprechen für sich: „Durchs wilde Wortistan“, „Botzheiterefahne“ und „stuune“. Ausserdem hat er nach seiner Pensionierung zwei Bände veröffentlicht, in denen er Redensarten und feste Wendungen erläutert: „Blas mer i d Schueh“ heisst der eine - „mir stinkts“ der zweite.

5 Värsli-Schmied

Ich habe Ihnen vom Chübeli-Schmied und vom Wörtli-Schmied berichtet, das ist der Wissenschaftler Christian Schmid, aber es gibt auch den Värsli-Schmied, den Dichter und Autor Christian Schmid. Er hat Mundartliteratur nicht nur gefördert, sondern selber auch verfasst. Vom autobiografischen Roman Näbenusse hatte ich es schon. Ich erlaube mir als Basler, ein kurzes Gedicht auf Berndeutsch zu lesen:
Früelig chunt: D Tage / fienge sech / wider afa riime / aber fasch niemmer / list / hüt no / Gedicht
Frühling kommt: Die Tage würden sich ja wieder anfangen zu reimen, aber fast niemand liest heute noch Gedichte
Was für eine wunderbare Verschränkung des heraufziehenden Frühlings mit dem Schicksal des Dichters als eines Rufers in der Wüste, der Konfrontation der poetischen Empfindung mit der nüchternen Realität. Aufgehängt an der schönen alten Konjunktivform „fienge“ - „fienge sich wider afa riime“ statt „würde sich wider afa riime“ Und das alles in kaum zu unterbietender Kürze und Trefflichkeit. Dieses Gedicht stammt aus Christian Schmids Gedichtband „öppis säge“ (etwas sagen) aus dem Jahr 1988.
Christian hat ausserdem jahrzehntelang Mund

artkolumnen in der Berner Zeitung „Der Bund“ geschrieben (1985-2010, 25 Jahre), er hat Andersen-Märchen ins Berndeutsche übersetzt und er hat eine Anthologie von Mundartliteratur herausgegeben, zusammen mit Barbara Traber...

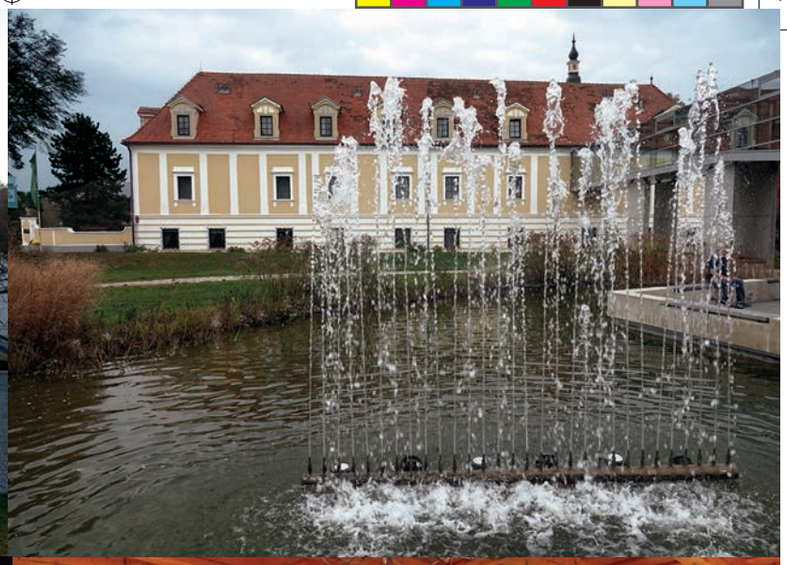
6 Bühnen-Schmied

... und - sechstens - er tritt auch selber auf! Seit seiner Pensionierung immer häufiger und, wenn ich das so sagen darf, immer künstlerischer: Eigets - Eigenes, so heisst eine Formation, in der er zusammen mit vier Volksmusikerinnen und Volksmusikern ein Bühnenprogramm aufführt. Erzählerische und lyrische Texten von Christian treffen da auf moderne Volksmusik. Er liest auch häufig aus seinen Büchern vor, begleitet vom Gitarristen Christoph Greuter. Christian ist ein gefragter Mann auf den Kleinkunstbühnen und in den Kulturkellern - auch in den Altersheimen der Schweiz. Christian ist zumindest bei der älteren Generation bekannt und beliebt - um es ganz nüchtern zu sagen.

7 Grossherz-Schmied

Das kommt nicht von ungefähr - „I ha ging es groosses Härz gha“, das war sein Credo als Radioredaktor: „ich hatte stets ein grosses Herz“. Damit bin ich beim siebten und letzten Grund angekommen, warum ihn die Jury des Friedestrompreises ausgewählt hat. Christian Schmid hat gefördert, wo er konnte, hat in allem und jedem den Wert erkannt, auch wenn nicht jede Lebenserinnerung von literarischer Qualität war, auch wenn nicht jede Mundart-CD eine Neuerfindung des Chansons war. Die Bedeutung, die Christians vielfältige Publikationen und vor allem seine Radiosendungen für die Mundartliteratur und für die gesamte Mundartkultur hatten, ist immens. Mit der Mundartsendung Schnabelweid hatten er und Martin Heule 1991 die Nase im Wind: Er spürte offenbar, dass Mundartliteratur am Start war für einen neuen Höhenflug. Und er schuf eine Plattform für die Mundart, einen Echoraum, einen Versammlungsort, den es nirgendwo sonst gab - und auch heute noch nicht gibt. Er war der erste, der Spoken Word und Slam Poetry ins Radio brachte und aktiv förderte. Damit hat er heute etablierten Mundartautoren wie Pedro Lenz oder Guy Krneta Starthilfe gewährt. Er brachte den rotzigen Mundartrap ins ansonsten musikalisch eher biedere Erste Radioprogramm von SRF. Er entdeckte das Erzähltalent der Bäuerin Hanni Salvisberg, deren Erzählungen „Bach- u Wöschtag“ aus der Welt von gestern zum meistverkauften Mundartbuch in der Schweiz wurde. Dank ihm wurden grossartige Mundartromane der Vergangenheit neu ausgestrahlt, etwa der Schaffhauserdeutsche Roman „Pjotr Iwanowitsch“ von Albert Bächtold aus dem Jahr 1950. Denn wenn er auch dem Neuen in der Mundartkultur den Boden bereitete, so wetterte er genauso engagiert dagegen, dass alles Alte bloss Heimattümelelei gewesen sein soll.
Schliesslich gab es auch vor unserer Zeit schon anspruchsvolle, kritische, auch experimentelle Mundartliteratur.
Für all das hat Christian Schmid eine Lanze gebrochen, wenn es ihm einleuchtete.
Und deshalb - Sie haben es schon längst erraten, deshalb, lieber Christian, bist du nicht nur der Mann mit dem grossen Herzen und dem grossen Wissen, du bist eben auch ein richtiger und ausgewachsener „Siibesiech“.
Dass du dank dem Friedestrompreis in einem Atemzug mit Gerhard Polt, H.C. Artmann, Emil Steinberger und Wolfgang Niedecken genannt werden wirst, das hast du verdient.
Ich gratuliere dir herzlich dazu und ich freue mich enorm für dich.
Und Ihnen allen danke ich für die Aufmerksamkeit.

Markus Gasser

Bildmitte Christian Schmid

Langenlois Impressionen